

## **Perspektiven einer Soziologie der Sozialisation – Die Entwicklung der Rolle des Kindes<sup>1</sup>**

### *Inhalt:*

In den späten sechziger und frühen siebziger Jahren sind in wachsender Zahl sozialhistorische Arbeiten erschienen, die nachweisen, dass sich die Vorstellungen über das Kind im Laufe der Geschichte stark gewandelt haben. Darin kann eine Entwicklung des alltäglichen und des wissenschaftlichen Wissens über Sozialisation gesehen werden. Sie wird im Hinblick auf ein immer besseres Verständnis der Grundprobleme untersucht, nämlich der individuellen „Bedürfnisse“ nach Pflege, Lernen und nach Persönlichkeitsentwicklung sowie deren gesamtgesellschaftlicher Verknüpfungen. Historische Daten, z.B. über Säuglingssterblichkeit und Kinderarbeit, illustrieren den Zusammenhang mit einzelnen sozialen Faktoren und ermöglichen die Skizze eines Bezugsrahmens zur wissenssoziologischen Analyse von Sozialisation und abschließend die Umschreibung weiterführender Forschungsthemen.

### **1. Problemstellung**

Aus der Übersicht von Clausen (1968) geht hervor, dass der Begriff der Sozialisation in einer Bedeutung, die der heutigen ähnlich ist, erstmals 1896 von Ross und 1897 von Giddings verwendet wurde. In der Soziologie beschränkte man sich lange Zeit darauf, den Begriff in Lehrbüchern zu benutzen. Die Forschung geschah in der Entwicklungs-, Persönlichkeits- und Sozialpsychologie, in der Sozialanthropologie und in der Psychoanalyse, wobei letztere schon frühzeitig in andere Gebiete ausstrahlte, was in den USA u.a. die Herausbildung des interdisziplinären Bereiches „Culture and Personality“ zur Folge hatte. Die Forschungsübersichten bis in die jüngste Zeit belegen die Dominanz der genannten Disziplinen. So blieb lange offen, welches die spezifischen soziologischen Beiträge zur Thematik sind. Ein erster dürfte darin bestanden haben, durch die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Schulbesuch und sozialer Schichtung systematisch einen Bezug zu gesellschaftlichen Strukturen herzustellen. Daran schloss sich die Einsicht in die Funktion der Sprache bzw. der Kommunikation an, die sich auch als theoretisch überaus fruchtbar erwies, wobei es zu einer Rezeption der bis dahin weniger bekannten Ansätze des Symbolischen Interaktionismus kam. Als weiteres ist zu erwähnen, dass Untersuchungen über Erwachsenensozialisation, insbesondere über berufliche Sozialisation, das Verständnis dafür weckten, dass unter den an Sozialprozessen Beteiligten eine gewisse Reziprozität besteht. Diese Einsicht

wurde in jüngster Zeit auch auf die Untersuchung von Kindheitssozialisation übertragen.

Im Folgenden soll im Anschluss an diese Entwicklung eine Perspektive zur Soziologie der Sozialisation entwickelt werden. Man kann sie als wissenssoziologischen Ansatz der Sozialisationsforschung charakterisieren.

Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass die Aufgabe der Sozialisation in der Geschichte des Menschen sich immer schon gestellt hat, vermutlich seit der Zeit des Pithekanthropus oder doch dann bestimmt seit der Zeit des Neandertalers (Williams 1972: 19). Sie ist eine durch die Eigenheit der Gattung vorgegebene Aufgabe, die sich in spezifischen Bedürfnissen äußert.

In einer ersten systematischen Unterteilung kann man einerseits von einem Bedürfnis nach „Pfleger“, andererseits von einem solchen nach „Lernen“ sprechen. Nach heutigem Verständnis bildet sich in der Verknüpfung dieser beiden Komponenten die „personale Identität“. Der Bezugspunkt der Heranbildung von Persönlichkeit ist die individuelle Biographie; ihr entspricht gesamtgesellschaftlich die kollektive Geschichte. In eben dieser gesamtgesellschaftlichen Orientierung sind dem Prozess der Sozialisation eine Komponente der Innovation und eine solche der Selektion zu eigen (vgl. Lenski 1970; LeVine 1973).

Bedeutsam ist nun die Frage, in welcher Weise sich im Laufe der menschlichen Entwicklung ein Verständnis dieser Aufgabe und ihrer Zusammenhänge entwickelt hat, mithin ein gesellschaftliches Wissen über Sozialisation entstanden ist. Nimmt man mit Berger & Luckmann (1969) an, gesellschaftliches Wissen schlage sich in den Institutionen nieder, in denen Rollen als elementare Einheiten aufgefasst werden können, dann drücken sich das jeweilige Wissen bzw. Varianten des Wissens in der gesellschaftlichen Rolle des Kindes und ihrer Ausformung in einzelnen Gruppen aus. Unterschiede in der Rolle des Kindes können maßgeblich durch Unterschiede des Wissens über Sozialisation und die sie beeinflussenden Faktoren erklärt werden.

Die allgemeine These, die sich auf Grund dieser Überlegungen aufstellen lässt, lautet somit, dass sich eine spezifische Rolle des Kindes in Abhängigkeit des Wissens über Sozialisation herausgebildet hat. Eine erste globale Überprüfung ermöglichen die in den letzten Jahren in wachsender Zahl erschienenen Arbeiten zur Geschichte des Kindes. Als Pionierwerk wird allgemein das Buch von Ariès über „L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime“ (1973 bzw. 1960, engl. 1962) angesehen. Allerdings haben bereits früher einzelne Untersuchungen die Thematik behandelt (z.B. Chamberlain 1900; Rühle 1922; Findlay 1923; Fleming 1933; Homan 1939; Morgan 1944; Mead & Wolfenstein 1955; Riesman et al. 1958). Doch die Veröffentlichung des französischen Demographen fiel in eine Zeit der Neuorientierung der Sozialgeschichte, mithin auch der Geschichte der Erziehung (vgl. Talbott 1971; Herrmann 1974) und vermochte die Diskussion dank prägnanter Verallgemeinerungen wesentlich anzuregen.<sup>2</sup> Gemäß dem eigenen Verständnis (Ariès 1973: I-VI) sind zwei Thesen grundlegend, von denen die

erste lautet, dass die Gesellschaft zur Zeit des „Ancien Régime“ sich wenig um das Kind gekümmert habe und die Übermittlung der Werte und des Wissens von einer Generation auf die andere nicht durch die Familie erfolgte, sondern in der allgemeinen Geselligkeit passierte. Die zweite These besagt, dass sich die Familie um das Kind herum organisiert habe, und zwar in einer Entwicklung, deren Anfänge umstritten sind, die aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts definitiv in Gang kam.

Der Auffassung von Ariès, wonach es im Mittelalter keine eigentliche Rolle des Kindes gegeben habe, stimmen Pädagogen und Historiker zu, so Flitner & Hornstein (1964), die überdies auf die Parallele zum Begriff der Jugend hinweisen. Auch Van Den Berg behauptet in seiner stark spekulative Züge tragenden „historischen Psychologie“, deren Gegenstand die „Wandlung des Menschen“ ist, dass im Mittelalter (und bis in das 16. Jahrhundert) das Kind nicht als solches verstanden wurde: Montaigne & Locke hatten Kinder wie kleine Erwachsene betrachtet; erst bei Rousseau fand sich der „Keim einer einsichtigen Haltung“, doch betonte er das Übergewicht des Erwachsenen (Van Den Berg 1960: 24).

Eine prinzipiell kritische Auseinandersetzung, teilweise das gleiche Material interpretierend wie Ariès, ist Hunts „Parents and children in history“ (1970). Hunt beanstandet den konzeptuellen Apparat von Ariès, nämlich die Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft. Dieser Gesichtspunkt lasse Ariès wichtige Tatsachen übersehen, die nach Meinung von Hunt belegen, dass sich die Eltern im 17. Jahrhundert Frankreichs sehr wohl mit den Kindern beschäftigt haben müssen. Er kommt zu dieser Auffassung, indem er Eriksons Theorie der psychosozialen Entwicklung aufnimmt, nicht unkritisch übrigens, und dann fragt, in welcher Weise die Kinder die von Erikson behaupteten Krisen gemeistert haben könnten. Gemäß seinen Untersuchungen und Interpretationen war die zweite Phase, in der im zweiten und dritten Lebensjahr der Gegensatz Autonomie vs. Zweifel und Scham auftritt, am bedeutsamsten; Eltern reagierten auf das nach dem Abstillen (und der häufigen Geburt eines weiteren Kindes) auftretende impulsive Verhalten in gleicher Weise und mit massiven Körperstrafen und unterbanden die Regung zu Selbstständigkeit (Hunt 1970: 139).

Wesentlich extremer und ambitiöser entfaltet DeMause (1974) die psychohistorische Sichtweise. Sein Ziel ist eine „psychogenetische Theorie der Geschichte“, deren beide Komponenten ein psychoanalytisches Verständnis der Persönlichkeitsentwicklung und ein „evolutionistischer“ Raster sind. DeMause orientiert sich letztlich an dem von Mill angestrebten Ideal einer wissenschaftlichen Geschichte der menschlichen Natur, umschrieben als: „A theory of the causes which determine the type of character belonging to a people or to an age“ (DeMause 1974: 54).<sup>3</sup> Für DeMause stellt die Geschichte des Kindes von der Antike bis zur Gegenwart eine progressive Entwicklung dar, von dessen Ablehnung, die im Infantizid den schlimmsten Ausdruck fand, über die bereits mildereren Formen des Aussetzens und der Weggabe zu einer Amme, weiter über Disziplinierung und

„Sozialisierung“ bis zur heutigen – zwar noch nicht allgemein praktizierten, aber von den Fortschrittlichsten angestrebten – vollständigen Empathie (DeMause 1974: 51-54).

Andere in der Interpretation der Zusammenhänge zurückhaltendere Darstellungen erarbeiten ein differenzierteres Bild, ohne die grundlegende These zu verwerfen, dass eine wesentliche Veränderung der sozialen Rolle des Kindes stattgefunden hat. Pinchbeck & Hewitt (1969, 1973) beispielsweise dokumentieren, wie sich die rechtliche Stellung des Kindes aus den sozialpolitischen Maßnahmen für die Waisen, Verarmten und Unehelichen entwickelt hat. Die für Kinder in besonderen Situationen notwendigen rechtlichen Umschreibungen von Pflichten und Rechten wurden allmählich auf den „Normalfall“ des in der eigenen Familie aufwachsenden Kindes übertragen, in enger Verbindung mit der Veränderung des Status der Frau. Die umfangreiche Quellensammlung von Bremner (1970, 1971, 1974) macht deutlich, dass das Kind für den Einwanderer eine besondere Bedeutung hatte – es symbolisierte die bessere Zukunft – die seinen Arbeitseinsatz, aber auch eine gewisse Wertschätzung, besonders in religiösen Gemeinschaften, rechtfertigte, wohingegen die Kinder der Indianer und der eingeschleppten Sklaven, ferner aus dem Mutterland verschickte Waisen stärkste Diskriminierungen erfahren. Zahlreiche monographische Arbeiten über einzelne Epochen und einzelne Bevölkerungsgruppen vermitteln eine Fülle detaillierter Informationen (vgl. Giehler & Lüscher 1975).

## 2. Komponenten der Rolle des Kindes

### 2.1 Die Entwicklung des Verständnisses von Pflege

Ein erstes Problem bietet die Frage, ob jedes Neugeborene gepflegt werden soll; sie wurde im griechisch-römischen Altertum nicht durchweg bejaht. Wenngleich genaue Angaben über Infantizid schwer zu beschaffen sind, scheint doch festzustehen, dass missgestaltete Kinder in hoher Zahl ausgesetzt oder getötet wurden. Die Sitte hat sich bis ins Mittelalter erhalten; ihre Rechtfertigung bildete der Glaube, dass Missgestaltung und geistige Störungen Ausdruck göttlichen Missbehagens oder Zeichen der Strafe für Sünden der Eltern seien. In einer weitverbreiteten Auffassung werden sie als untergeschobene Kinder („changeling“) angesehen (Haffter 1968). In der Tötung von Kindern aus untersten Schichten, die u.a. im alten Rom vorkam, drückt sich gemäß Noonan (1969: 100) das Interesse der Regierung aus, die Fortpflanzung der oberen Klassen zu fördern. Infantizid diente auch dem Zweck, die Bevölkerungsgtöße zu beschränken (vgl. z.B. Wrigley 1969: 43 f.) und darum wurden vor allem Mädchen die Opfer.

Durch den aus dem Judentum stammenden Grundsatz der Unverletzbarkeit des Lebens wurde vom Christentum ein neues ethisches Fundament gelegt. Es beruht auf dem Glauben, das Leben sei von Gott geschenkt und deshalb nicht in der Verfügungsgewalt des Menschen. Da im Altertum Abtreibung und Empfäng-

nisverhütung nicht strikt auseinander gehalten werden konnten (Gesenius 1970: 3), ergab sich aus dem Postulat der Unverletzbarkeit des Lebens ein Zusammenhang mit der Beurteilung von Antikonzeption, wobei es sich im frühen Christentum, teilweise auf Grund der Erwartung der baldigen Wiederkunft des Reiches Gottes, mit einer Abwertung der Sexualität verband. „Der Zeugungszweck wurde als rationale Kontrolle des ehelichen Verkehrs bewertet, als Antwort auf die gnostische Feindseligkeit gegen den ehelichen Verkehr“ (Noonan 1969: 98). Im hohen Mittelalter wurde die geistige Fortpflanzung höher bewertet als die physische. Der umfassenden Darstellung durch Noonan lässt sich weiterhin entnehmen, dass erst im 19. Jahrhundert die Antikonzeption mit bevölkerungspolitischen Argumenten missbilligt wurde. Nicht auszuschließen ist, dass auf regionaler Ebene das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den Konfessionen als Begründung auftauchte.<sup>4</sup>

Da die bevölkerungspolitische Sichtweise in den frühen kirchenrechtlichen Erwägungen nicht enthalten war, bereitete es der römisch-katholischen Dogmatik, die sich innerhalb einer festgefügt Systematik entwickelt hat, bis in die Gegenwart Mühe, diese Problematik zu rezipieren und in der Bewertung der Antikonzeption zu berücksichtigen. Unter solchen Voraussetzungen wurde es bis dahin nicht nötig, Sinngebungen zu entwickeln, die ex ante die Frage beantworten, weshalb man Kinder haben sollte. Folglich kann man die These aufstellen, dass die meisten religiösen Bewertungen des Kindes und des Kinderreichtums „ideologische“ Rechtfertigungen ex post sind, die willkommen und akzeptabel waren, solange das Wissen über die Antikonzeption generell wenig präzise und seine Ausweitung sowie der Zugang zu den Mitteln eher beschränkt war. Die Geschichte der Antikonzeption zeigt, dass es diesbezügliche Kenntnisse schon immer gegeben hat, die von unterschiedlicher Zuverlässigkeit waren (Himes 1963; International Parenthood Federation 1967; Gesenius 1970).<sup>5</sup> Ein Problem für die Massen war sie hingegen nicht. Sie wurde es erst im Zeitalter der Industrialisierung, als nämlich die Arbeiter erkannten, dass Kinder keineswegs einen wirtschaftlichen Vorteil bedeuteten, sondern im Gegenteil die Lage auf dem Arbeitsmarkt verschlechterten, da sie als billige Arbeitskräfte die Löhne drückten. Durch die Arbeiterbewegung erfolgte im wesentlichen eine „Demokratisierung“ der Empfängnisverhütung. Ein zweiter wichtiger Impuls ergab sich aus der Einsicht in die bevölkerungspolitischen Zusammenhänge, für die sich zusehends aus einer naturalistischen eine ethisch-soziale Sichtweise entwickelte, die im Neomalthusianismus ihre wichtigsten Vertreter fand, und aus der sich wirksame Organisationen bildeten (Mackenroth 1953: 351-356). Neue Erkenntnisse – Himes berichtet, dass um 1800 rund 200 Methoden bekannt waren –, die Möglichkeit der Verbreitung von Druckschriften und später die industrielle Herstellung von mechanischen Schutzmitteln waren wesentliche erleichternde Faktoren.

Im Hinblick auf das Verständnis vom Kind bedeutet die Ausweitung der Antikonzeption eine grundsätzliche Veränderung: Kinder sind nicht mehr unabänder-

liches Schicksal, sondern das Ergebnis eines eigenen Entschlusses. Erwägungen über die Pflege und die Erziehung des Kindes können darin eingehen. Die diesbezügliche empirische Evidenz ist allerdings noch kärglich. Seit langem nachgewiesen sind mannigfache Zusammenhänge zwischen Kinderzahl und wirtschaftlichem Wohlstand, neuerdings insbesondere zwischen Familiengröße und sozialem Aufstieg (z.B. Goode 1966; Blau & Duncan 1967; Bell 1968). Als allgemeinsten Trend zeichnet sich ab, dass bei den Familien, die Kinder haben, die Unterschiede der Kinderzahl immer geringer werden (Schubnell 1973: 4 f.).

Den ethischen Überzeugungen für die Erhaltung des Lebens stand bis in die Neuzeit ein ungenügendes medizinisches Wissen gegenüber. Dies hatte zur Folge, dass die Säuglingssterblichkeit insgesamt enorm hoch war. Die meisten Quellen (vgl. z.B. Bickel 1947: 80; die Zusammenstellung bei Peiper 1965: 403-404; Bremner 1970: 282) stimmen überein, dass bis zirka 1750 in den westeuropäischen Ländern und in den amerikanischen Kolonien mehr als die Hälfte der Neugeborenen das Erwachsenenalter nicht erreicht haben, wobei allerdings Unterschiede bestanden. Gemäß Russell (1971: 31) scheint die Sterblichkeit im Mittelalter geringer gewesen zu sein. Pinchbeck & Hewitt (1969: 300) geben Beispiele, dass sie auf dem Lande niedriger als in den Städten war. Peiper (1965: 401) belegt eine sehr viel kleinere Sterblichkeit von männlichen Neugeborenen in europäischen Fürstenthümern. In religiösen Gruppen, z.B. bei den puritanischen Kolonisten in den USA (vgl. Demos 1970: 132) oder bei den Juden, war die Säuglingssterblichkeit geringer; das Reinigungszeremoniell der Juden stellt also ein ideologisches Alltagswissen dar, das empirisch eine erfolgreiche Handlungsanweisung („Rezept“) bewirkt. Bei versklavten Einwanderern in den USA (Bremner 1970: 282-306) und unter Kindern, die in Findelhäusern aufwuchsen (Pinchbeck & Hewitt 1969: 178, 181 f.), wie ganz allgemein bei den Armen, waren die völlig ungenügenden Lebensverhältnisse ein wesentlicher Faktor, wobei die hohe Sterblichkeit von der Gesellschaft teilweise gutgeheißen wurde (Wrigley 1969: 127). Spezifisch ist der Rückgang der Säuglingssterblichkeit und der Kindersterblichkeit an die Entwicklung der Medizin und die Verbreitung ihrer Erkenntnisse gebunden. Wesentlich war die Ablösung bzw. die Ergänzung der Hebammen durch Ärzte, wozu das Tabu zu brechen war, gemäß dem kein Mann bei der Geburt anwesend sein durfte, eine Entwicklung, die für breitere Kreise im 16. oder 17. Jahrhundert einsetzte. Die Gynäkologie und die Pädiatrie entwickelten sich relativ langsam, erstere aus der Chirurgie, letztere aus der inneren Medizin. Eine nochmalige drastische Senkung der Säuglings- und Kindersterblichkeit erfolgte in der Zeit von 1880 bis 1920, also mit erfolgter Professionalisierung dieser Disziplinen und der Umsetzung ihrer Erkenntnisse in der Präventivmedizin. Letztere ist wissenschaftssoziologisch besonders bedeutsam, weil sie, zum Beispiel in der konkreten Form der Ende des 18. Jahrhunderts entwickelten und intensiv diskutierten Impfungen, das grundlegende Theorem von Sozialisation vorführt, wonach Vorkehrungen in der frühen Kindheit von Bedeutung für spätere Lebensphasen sind.

Die Einsicht, die Säuglings- und Kindersterblichkeit ließe sich vermindern, wurde durch die Entwicklung einer neuen Form von Wissen angeregt, nämlich die Sozialstatistik.<sup>6</sup> Ihre Anfänge liegen im 16. Jahrhundert. Sie gestattete den Vergleich zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen und erschütterte den fatalistischen Glauben, mit dem der frühe Tod der Kinder hingenommen wurde, wie ihn beispielsweise Ariès (1973: 29) mit einem Zitat von Montaigne belegt: „J'ai perdu deux ou trois enfants en nourrice, non sans regrets, mais sans fascherie.“ Ähnlich wie es Pinchbeck & Hewitt wiederholt tun, lässt sich die These vertreten, dass die Wertschätzung der Kinder an die Verminderung ihrer Zahl, verbunden mit einer erhöhten Chance zu überleben gebunden war. Eine weitere wichtige Voraussetzung für den Abbau dieses Fatalismus bildet der Rückgang der Seuchen, insbesondere der Pest, im 16. Jahrhundert, für den bis jetzt noch keine vollständige Erklärung gefunden werden konnte.

Abgesehen von der Heilung von Krankheiten liegen die wichtigsten praktischen Konsequenzen der Pädiatrie und der Präventivmedizin in den Einsichten über die Bedeutung der Hygiene und die zweckmäßige Ernährung. Sie ermöglichten die bessere Gestaltung von Aufgaben, die sich in der Pflege von jeher stellten und die Sozialisationsbedingungen des einzelnen Kindes zentral betreffen. Die Geschichte der Bemühungen um ein Verständnis der Ernährungsbedürfnisse der Säuglinge und der kleinen Kinder lässt sich, wie Peiper (1965: 433-525) ausführlich dokumentiert, bis ins Altertum zurückverfolgen. Das zentrale Problem ist die Möglichkeit einer ausreichenden künstlichen Ernährung. Sie wurde nötig, wenn die Mutter im Kindbett starb, was im Mittelalter und bis in das 19. Jahrhundert häufig vorkam, und sie schien wünschenswert, weil das Stillen oft als lästig empfunden wurde. Eine erste Gruppe von Gründen bezieht sich auf die Lebensverhältnisse der Frau. Stillen bindet sie eng an das Kind. Für Frauen der Oberschicht war dies mit dem üblichen Lebensstil unvereinbar. Arbeiterinnen wiederum mussten Sanktionen gegenwärtigen, wenn sie nach einer Geburt mit der Arbeit aussetzten (z.B. Engels 1972: 229). Eine zweite Gruppe von Gründen ergibt sich aus den Beziehungen zum Ehemann. Van De Walle (1973: 176) beispielsweise meint, dass der Widerstand mit der Auffassung zusammenhängt, dass die Frau während der Zeit des Stillens keinen Geschlechtsverkehr haben dürfe. Psychoanalytische Interpretationen verweisen auf die Konkurrenz zwischen Vater und Kind. Teils die Beziehungen zum Mann betreffend, teils die gesellschaftliche Rolle der Frau, ist schließlich eine dritte Kategorie von Gründen, die aus dem Stillen Nachteile für die Gesundheit und insbesondere das Aussehen der Frau befürchtet. Diese Überlegung scheint – aus den Protesten beispielsweise von Rousseau zu schließen – in den französischen Oberschichten des 17. und 18. Jahrhunderts eine wichtige Rolle gespielt zu haben.

Bis zur Entwicklung einer vollwertigen Nahrung war der Verzicht auf das Stillen an die Möglichkeit gebunden, das Kind einer Amme anzuvertrauen. Die Oberschichten scheinen zu den meisten Zeiten in hohem Ausmaß davon Ge-

brauch gemacht zu haben (DeMause 1974: 34 f.). Die mildeste Form für das Kind war der Bezug einer Amme ins Haus, die härteste die Weggabe gleich nach der Geburt und bis zum zweiten Lebensjahr. Eine wichtige Voraussetzung für das Ammenwesen war, wie Marvick (1974: 281) für das Frankreich des 17. Jahrhunderts bemerkt, die hohe Säuglingssterblichkeit, da auf diese Weise immer genügend Mütter zum Stillen vorhanden waren.<sup>7</sup>

Die gegensätzlichen Interessen, die sich in der Frage des Stillens manifestieren, haben zur Folge, dass bis in die Gegenwart unterschiedliche Trends beobachtet werden können, die eine eigene Untersuchung rechtfertigen würden. Unter dem Gesichtspunkt der Sozialisation bedeutsam ist die Verlagerung der Thematik, als zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit einigem Anspruch auf wissenschaftliche Begründung ein Zusammenhang zwischen dem Stillen und der dadurch geschaffenen Beziehung zwischen Mutter und Kind und der psychischen und sozialen Entwicklung des Kindes behauptet wurde. Die fehlende empirische Evidenz und die Möglichkeit, die Beziehung auch mit künstlicher Ernährung eng zu gestalten, lassen die Kontroverse indessen noch nicht definitiv geklärt erscheinen. Das Problem der Ernährung hat sich indessen verlagert, in einer Weise, die für die Entwicklung des Wissens über Sozialisation äußerst relevant ist. Der Bezugspunkt ist nicht mehr die Erhaltung des Lebens, sondern die Entwicklung der Persönlichkeit.

## 2.2 Die Entwicklung des Verständnisses von Lernen

Die Grundlagen der Lernfähigkeit liegen in den Möglichkeiten des Menschen, in aktiver Interaktion mit der Umwelt regelmäßige Verhaltensmuster zu entwickeln, die schließlich reflektiert werden und somit eigenständig gestaltet werden können. An welchem Problem hat sich das Wissen über Lernfähigkeit des Menschen herausgebildet, und welches sind die Wurzeln der heutigen institutionellen Regelungen? In der hier gebotenen Kürze soll die These vertreten werden, dass das Verständnis der Lernfähigkeit sich im Wesentlichen aus der Arbeit und aus dem Spiel entwickelt hat, wobei für die Masse der Kinder vermutlich eher die Arbeit Anlass zur Institutionalisierung war, für die privilegierten Gruppen hingegen eher das Spiel; allerdings gibt es große Unterschiede.

Bis zur Neuzeit waren die meisten Kinder vermutlich nach Maßgabe ihrer physischen Kräfte in der Landarbeit und im Hause beschäftigt. Besondere Probleme stellten sich in diesem Zusammenhang nicht. Die nötigen Fertigkeiten und die zugehörigen sozialen Verhaltensweisen konnten durch Nachahmung erworben werden. Peiper (1965: 367) meint, man habe sie besonders gern zum Viehhüten herangezogen. Gemäß den von ihm zitierten alten „Weistümern“ galt die körperliche Arbeitskraft mit dem siebenten Lebensjahr als entwickelt.

Die Eltern hatten ein Anrecht auf die Arbeit der Kinder. Dies entspricht dem „Alten Landrecht“ (Dörner 1974). Arbeit scheint auch von Gesetzes wegen

vorgeschrieben gewesen zu sein. So bestimmte das englische Lehrlingsgesetz von 1562, dass alle Personen im Alter von zwölf bis sechzig Jahren, die über kein Vermögen oder keine Jahresrente über einen Mindestbetrag verfügten, von der Behörde zum Dienste in der Landwirtschaft oder in dem von ihnen erlernten Gewerbe zu arbeiten gezwungen werden konnten (Peiper 1965: 368).

Im höfischen Leben, in dem relativ freie Formen der Betätigung, darunter „Kriegsspiele“ in verschiedenen Formen, wichtig waren, wurden Verhaltensweisen verlangt, die ebenfalls durch Nachahmung erworben werden konnten, überdies aber die Kenntnis von Regelsystemen und der Möglichkeiten ihrer Anwendung verlangten, somit einen höheren Grad der Institutionalisierung aufwiesen und eine anspruchsvollere Sozialisation vermittelten.

Daraus entstand einerseits die „apprenticeship“, andererseits die „Schule“. „Apprenticeship“ wird von Ariès (1962: 204) zunächst für die noblen Familien berichtet. Teilweise wird sie bei diesen später durch das „college“ abgelöst (Ariès 1962: 217). Sie diente sowohl der beruflichen Ausbildung wie dem Erwerb guter Manieren, d.h. der allgemeinen Lebensform (Ariès 1962: 291). Die Sitte weitete sich zusehends aus und umfasste, wie Ariès etwas missverständlich formulierte (Ariès 1962: 366), „alle Klassen“, gemeint sind aber neben der Aristokratie vor allem der Handel und das Handwerk. Auch Mädchen wurden während einiger Zeit in andere Familien geschickt, vor allem auch die der Oberschicht, mussten sie doch bei angemessener Heirat, wie sie durch die Eltern arrangiert wurde, jung einem großen Haushalt vorstehen (Pinchbeck & Hewitt 1969: 28). Wo „apprenticeship“ üblich war, wurde das Kind relativ jung in eine andere Familie gegeben. War es gar vorher in der Obhut einer Amme gewesen, bedeutete dies, dass es sozusagen seine ganze Kindheit außerhalb der eigenen Familie verbrachte. Dies zeigt, dass die Tätigkeit der Erziehung der eigenen Kinder in Kreisen der Oberschicht weniger geschätzt wurde als das Ergebnis. „Apprenticeship“ war in Frankreich und in England weit verbreitet und kam entsprechend in vielen Variationen vor. Eine wichtige ist mit dem Zunftwesen verbunden und dient der Zulassungsbeschränkung zum Beruf (Pinchbeck & Hewitt 1969: 226-229). In Amerika wurde demgegenüber die Erziehung, auch in Grundfertigkeiten, stärker betont (Bremner 1970: 104-106). Dort konnte ein Lehrverhältnis freiwillig begründet werden, nämlich durch einen Vertrag des Vaters mit dem Lehrmeister, oder es entstand durch Zwang bzw. auf Grund gesetzlicher Vorschriften, die Waisen, Verlassenen und Armen betreffend, wobei der Unterschied des „apprentice“ zum „servant“ fließend war. Die Kinder wurden im Hause zur gleichen Kategorie gezählt (Bremner 1970: 103), was belegt, dass altersmäßig keine großen Unterschiede bestanden. Für das Verständnis der Rolle des Kindes ist nicht nur diese kategoriale Gleichstellung bedeutsam, sondern auch die in der „apprenticeship“ angelegte Verknüpfung von Arbeiten und Unterrichten und die durch die Nähe bzw. Gleichsetzung mit „Dienen“ ausgedrückte Rechtfertigung von Unterordnung.

Die Grenzen dieses Ausbildungsverfahrens liegen dort, wo anspruchsvolle formale Fertigkeiten erworben werden müssen, insbesondere der Erwerb fremder Sprachen, z.B. des Lateins. Dafür wurden Schulen eingerichtet, die als Klosterschulen insofern der „apprenticeship“ glichen, als sie ebenfalls eine Erziehung außer Haus darstellten. Ebenso wurde die Disziplin stark betont. Die Schule schuf überdies eine weitere Loslösung der Kinder von den Eltern, indem sie neue Kenntnisse vermittelte. Ariès vertritt die Auffassung, dass die Schule zusehends eine Trennung der Lebensalter bewirkte. Unter ihresgleichen fanden die Kinder die Möglichkeit, ein Selbstverständnis zu entwickeln. Aus der Institutionalisierung von Lernprozessen entwickelten sich die Voraussetzungen zur Persönlichkeitsentwicklung.

Die Schule schob sich als Institution zwischen Eltern und Kind und schuf überdies eine neue Rolle, diejenige des Lehrers. Er wird im Laufe der Zeit zum professionellen Erzieher, nämlich in dem Maße, in dem er über besondere Kenntnisse von Lehrmethoden verfügt, die heute das Kernstück einer kollektiven professionellen Identität sind (Tuggener 1973).

Die sich aus der häuslichen Arbeit, der „apprenticeship“ und der Schule auf mannigfache Weise herausbildende Institutionalisierung kindlichen Lernens erhielt durch die Industrialisierung reiche neue Aspekte: Die Arbeit an den Maschinen bedingte Tätigkeiten, die als Handgriffe leicht erlernt werden konnten und rasch einen entsprechenden Einsatz ermöglichten, wobei (kleine) Kinder wegen ihrer Beweglichkeit und Fingerfertigkeit in vielen Bereichen besonders prädestiniert schienen, ganz abgesehen von den niedrigen Lohnsätzen. Über die sich entwickelnden mannigfachen Formen des Einsatzes der Kinder liegen ausführliche Schilderungen vor (z.B. Rühle 1922; Kuczynski 1958; Alt 1958). An erster Stelle steht die Textilindustrie, an zweiter der Kohlebergbau. Durch die Verstädterung entstanden zahlreiche Einsatzmöglichkeiten für Kinder in Dienstleistungen aller Art, von denen Schornsteinfegen besonders eindringlich auch literarisch geschildert wurde (Peiper 1965: 373; vgl. z.B. Lisa Tetzners zweibändiges Kinderbuch „Die schwarzen Brüder“), ebenso der Straßenhandel, wobei in den USA der Zeitungsverkauf zum Mythos des sozialen Aufstieges stilisiert wurde (Bremner 1971: 628 f.). Die Mehrzahl der Kinder war indessen nach wie vor in der Landwirtschaft tätig, doch entwickelten sich auch dort für die weniger privilegierten im „gang-system“ der umberziehenden Arbeitergruppen quasi-industrielle Arbeitsformen (Shipman 1971: 115).

Die „Proletarisierung“ der Kinder verlief nicht in allen Ländern zur gleichen Zeit und im gleichen Ausmaß. Am frühesten und am weitesten verbreitet war sie in England. Peiper (1965: 380, 385) meint, in Deutschland hätte sie später eingesetzt und nicht das gleiche Maß erreicht. Ähnliches dürfte für Frankreich gelten. Ende des 19. Jahrhunderts hat man in Baumwollspinnereien Ägyptens ähnliche Verhältnisse wie in England festgestellt (Peiper 1965: 379). In Amerika begann industrielle Kinderarbeit Ende des 18. Jahrhunderts, aber gemäß Bremner (1970:

145) war im 18. und 19. Jahrhundert der Großteil der Kinder in der häuslichen Farm oder im häuslichen Handwerk beschäftigt. Später erwies es sich als sehr schwierig, diese Tätigkeiten gesetzgeberisch zu erfassen und zu verbieten (vgl. Bremner 1971: 604). Den Höhepunkt erreichte die industrielle Kinderarbeit in den USA in drei Jahrzehnten von 1870-1900 (Bremner 1971: 601), als nach dem Bürgerkrieg eine rasche Industrialisierung einsetzte. Ihr folgte dann später, in den Dreißigerjahren, die strukturelle Arbeitslosigkeit der Jugendlichen.

In England – wie anderswo – entwickelte sich die Opposition gegen die Kinderarbeit stufenweise. Es kam zu privaten Protesten, die in philanthropischen Vereinigungen ihr Sprachrohr fanden. Ihre Sorge galt zunächst nicht der unmittelbaren Ausbeutung, sondern der moralischen Zerrüttung, die aus den ungeordneten Verhältnissen, dem Zusammenarbeiten und Zusammenleben von Frauen und Männern, Mädchen und Knaben unter widrigen Umständen resultierte. Bezeichnenderweise heißt das erste englische Gesetz „Health and Morals of Apprentices Act“ (1802). Es schrieb u.a. nach Geschlecht getrennte Schlafräume und monatlich mindestens einen Kirchenbesuch vor (Monroe 1968: 608). Untersuchungen verschiedenster, auch staatlicher Kommissionen, konnten nicht umhin, Missstände festzustellen, wengleich es an Beschwichtigungsversuchen nicht fehlte (vgl. z.B. Engels 1972: 236). Daraus resultierten Gesetzgebungen, welche die Höchstdauer der Arbeit, den Einsatz während der Nacht und das Mindestalter regulierten. Fast überall stand die industrielle Arbeit im Vordergrund. Land- und Heimarbeit konnten nur schwer erfasst werden, Letztere auch wegen des Arguments, die Eltern wünschten die Arbeit ihrer Kinder. Das wichtigste institutionelle Mittel, das der Staat einsetzte, war die Schulpflicht. Auch in den anderen Ländern wurde Kinderarbeit zunächst unbeschränkt zugelassen. Dies entsprach der Ideologie des „laissez faire“. Bremner (1971: 601) meint, in den USA sei die Kinderarbeit bis 1880 als ökonomisch und ethisch-religiös gerechtfertigt angesehen worden. In den folgenden Jahrzehnten, unter dem Eindruck des erwähnten Aufschwunges der industriellen Kinderarbeit, wurde sie zum Herzstück der Sozialreform, die 1916 nach intensiver Tätigkeit des National Child Labor Committee's (in Verbindung mit dem staatlichen Children's Bureau) zum Verbot der industriellen Arbeit für Jugendliche unter vierzehn Jahren führte – Kinder im Alter von vierzehn bis siebzehn Jahren arbeiten acht Stunden am Tag und sechs Tage in der Woche (Bremner 1971: 703); aber einige Jahre später wurde eine Ausweitung auf die Landwirtschaft und gewerbliche Arbeit vom Kongress abgelehnt (Bremner 1971: 603).

Wie der Unterricht allmählich die Arbeit zurückdrängte, lässt sich beispielsweise aus der Entwicklung der englischen Gesetzgebung ersehen. Die „Act“ von 1802 verlangte Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, diejenige von 1834 fixierte ihn auf zwei Stunden täglich. Oft geschah er in fabriкеigenen Schulen, die lediglich als Alibi dienten und schlecht geführt waren. 1834 wurde ein System der hälftigen Teilung begonnen („half time“). 1878 wurde dieses für Kinder unter

zehn Jahren, 1891 unter elf und 1899 unter zwölf verboten. 1908/1909 gab es große Bemühungen, sie für Kinder bis zu vierzehn Jahren zu verbieten. Die allgemeine Schulpflicht war 1878 eingeführt worden. Die Probleme, die durch die proletarische Kinderarbeit während der Industrialisierung geschaffen wurden, bewirkten eine Reihe wichtiger Institutionalisierungen. Ihre Grundlage ist wahrscheinlich die Einsicht, dass Kinder nicht beliebig ausgebeutet werden können, will man die Zukunft der Gesellschaft nicht gefährden: Bezeichnenderweise kam das preußische Regulativ gegen die Kinderarbeit (1839) zu Stande, als die Generäle den König darauf hinwiesen, dass die Fabrikdistrikte ihre Rekrutierungskontingente nicht mehr zu erfüllen vermochten (Peschke 1962: 73), mithin die frühe Kinderarbeit die spätere Wehrfähigkeit beeinträchtigte. Nicht die Ausbeutung der Erwachsenen, sondern diejenige der Kinder war also ein wesentlicher Anstoß zu sozialen Aktionen: Die grundlegende These der Sozialisationstheorie, wonach frühe Erfahrungen das spätere Leben beeinflussen, drückte sich in handfesten Sachverhalten aus. Zugleich wurde der gesamtgesellschaftliche Bezug hergestellt, und zwar u.a. durch staatliche Kommissionen, die damit eine neue Art öffentlichen Wissens schufen, das dazu beitrug, die moderne Sozialpolitik zu begründen. Das Elend des Kindes in der Frühzeit der Industrialisierung ist einer, wenn nicht der wichtigste, ihrer Ausgangspunkte.

Nebst der Sozialpolitik im engeren Sinne kam die Schule immer mehr zum Zug und ging dabei – die Kirche ablösend – überwiegend in staatliche Aufsicht über. Dass sie u. a. ein Mittel war, um den Arbeitsinsatz der Kinder durch ihre Eltern, ganz ausgesprochen in der Land- und Heimarbeit, zu unterbinden, sie also gegen deren Willen durchgesetzt wurde, ist einer der Gründe, weshalb das Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus ein gespanntes war. Rechtliche Auswirkungen lassen sich in Gegensätzen zwischen Schul- und Elternrecht bis in die Gegenwart feststellen.<sup>8</sup> Auf der Ebene des Alltags wurde durch die Arbeitszeitregulierung bzw. den schulischen Stundenplan ein neuer Bereich fixiert, die Freizeit. Sie wird ganz allgemein als das Produkt der Industrialisierung angesehen (Dumazedier 1968: 248-254). Unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten ist sie besonders wichtig, weil sich darin das Spiel des Kindes und der Jugendlichen auf neue Weise entfalten konnte, dessen Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung nach heutigem Verständnis unbestritten ist. Daneben gab es eine Tradition der Pflege von Spiel, die sich in den Erziehungsformen der Oberschicht stets weiterentwickelte und die ihre Ausläufer bis in die Versuche hat, neue Erziehungseinrichtungen für Kinder des bürgerlichen Milieus zu schaffen. Froebels Kindergärten ist das offensichtlichste Beispiel.<sup>9</sup>

### 2.3 Die Entwicklung des Verständnisses der Persönlichkeit

Das Verständnis der Persönlichkeitsentwicklung liegt gemäß unserer These im Schnittpunkt von alltäglicher Erfahrung und verschiedenen Ausrichtungen wis-

senschaftlichen bzw. analytischen Wissens. Es verlangt im Grunde eine Synthese, die formal gesprochen zu Stande kommt, indem sich entweder eine Hierarchie unter den Wissensformen einspielt oder indem operative Verknüpfungen versucht werden, die von der prinzipiellen Gleichwertigkeit der Wissensformen bzw. Erfahrungen ausgehen. In Bezug auf die Rolle des Kindes lässt sich die These formulieren, dass historisch eine Entwicklung vom ersten zum zweiten Typ der Synthese abläuft. Mit anderen Worten: Vorstellungen von Persönlichkeit finden sich durchaus relativ früh bei Theologen, Philosophen und anderen Wissenschaftlern. Doch die Anwendung dieser Auffassung auf das Kind und insbesondere auf die Massen ist von Erfahrungen des Alltags abhängig, sowohl im Bereich von Pflege wie von Lernen. Man kann darum davon ausgehen, dass die Entwicklung der empirischen Wissenschaften allgemein und in Bezug auf Kinderpflege und Erziehung im Besonderen einen wesentlichen Faktor der Annäherung unterschiedlicher Wissensformen darstellt. In der hier gebotenen Kürze ist darum knapp auf die besondere Bedeutung der Pädagogik und der empirischen Sozialwissenschaften sowie auf die zugehörigen Disseminationsprozesse hinzuweisen. In gesonderten Analysen wäre abzuklären, in welcher Weise die in der Philosophie und der Theologie ganz allgemein entwickelte Vorstellung von Persönlichkeit bzw. Individualität für das Verständnis vom Kind relevant wurde oder wie sich die vom Recht verlangte Umschreibung verwandtschaftlicher Beziehungen und die damit verbundenen Eigentumsregelungen auf das Kind auswirkten.<sup>10</sup> In einer auf die Entwicklung als Ganzes bezogenen Darstellung der Geschichte der Pädagogik lässt sich die Herausbildung der individuellen Persönlichkeit als übergreifendes Thema erkennen. Es wird von zwei Seiten gestaltet, nämlich der praktischen Erfahrung und der philosophischen Reflexion über den Menschen. Das theoretische Verständnis von Individualität erfordert eine Verknüpfung der Sittlichkeit mit der natürlichen Sinnlichkeit des Menschen, wofür – sieht man von der Geschichte des Altertums ab – im deutschen Humanismus sich erstmals eine Lösung abzeichnete (vgl. z.B. Kynast 1968: 55). Sie beruht auf den Fortschritten der Philosophie, nämlich auf der wachsenden Einsicht in die menschliche Erkenntnisfähigkeit. Pädagogik war aber immer auch eine Kunstlehre, die sich aus der Erfahrung des erzieherischen Umganges bildete. Zwangsläufig stellte sich, gerade wenn im kleinen, privaten Kreis unterrichtet wurde, das Problem der offensichtlichen Unterschiede zwischen den Individuen. Nicht von ungefähr waren viele große Pädagogen Hauslehrer oder konnten in relativ abgeschlossenen Gruppen und Einrichtungen tätig sein. Die Spannung zwischen „Erkenntnis“ und „Erfahrung“ ist bis in die Gegenwart der Pädagogik bzw. der Erziehungswissenschaft festzustellen, wobei es nicht an Versuchen der Synthese fehlt. Ein Beispiel ist die „Pädagogische Anthropologie“ in der Form, für die das Werk von Roth (1966, 1971) repräsentativ ist.

Für die Veränderung der Erziehung der Massen ist wichtig, ob und in welcher Weise die theoretischen Einsichten oder die in einem kleinen Bereich gewonne-

nen praktischen Erfahrungen disseminiert werden, was eng mit der Verbreitung des Buches und der Druckschriften verbunden ist. Dies illustriert etwa Calhoun (1973) in seiner originellen Analyse der zunehmenden „Intelligenz“ der amerikanischen Bevölkerung mit zahlreichen Beispielen. So fanden im Zusammenhang mit dem Problem der elterlichen Autorität die Erfahrungen, die durch Locke & Cadogan bei der Massenpflege der Kinder in Spitälern Londons gemacht wurden, ihren Niederschlag in Ratschlägen für eine strenge Erziehung (Calhoun 1973: 188) und sie wurden in den Vereinigten Staaten in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufgenommen. Dieser patriarchischen und repressiven Phase elterlicher Autorität war eine solche vorausgegangen, in der der Vater ebenfalls die oberste Autorität innehatte, von der er aber im Alltag wenig Gebrauch machte, weil er sich wenig um die Details kümmerte. Auch hatten spezifische Ratschläge gefehlt. Später, im 19. Jahrhundert, unter dem Einfluss von Abbott, der seine Erziehungsratschläge auch in Kinderbüchern verbreitete, wurden zusehends „demokratische“ Methoden der Autorität angewandt. Eine neue Konstellation ergab sich, als gegen Ende des Jahrhunderts durch Holt regelmäßige Ernährung und Zurückhaltung im intimen Kontakt aus hygienischen Gründen propagiert wurde. Dadurch wurde, unter der Oberfläche einer allgemeinen Sentimentalität, erneut eine strenge Haltung gegenüber dem Kind eingenommen, jetzt aber seitens der Mutter. Calhoun sieht darin eine Neufassung des Locke'schen repressiven Stils. Bezeichnenderweise, und wissenssoziologisch bemerkenswert, kommt der Anstoß wiederum von Einsichten, die sich aus den Erfahrungen der Massenpflege in Spitälern ergaben. Die Entwicklung von Persönlichkeitsmodellen in den Sozialwissenschaften ist bis in das 19. Jahrhundert untrennbar mit dem philosophischen Denken verbunden. Vorläufer der empirischen Betrachtungsweise sind die Physiognomie des 18. Jahrhunderts, die das Aussehen als vom Charakter abhängig betrachtete und ihre Umkehrung, die Phrenologie, die den Charakter als abhängig vom Aussehen auffasste. Diese Fragestellungen machten eine Beschreibung von Charaktereigenschaften notwendig, wie sie vor allem durch Fourier dann vorangetrieben wurde (Burnham 1968). – Eine andere wichtige Grundlage der empirischen Sozialwissenschaften stellt die Sozialstatistik dar, deren Relevanz für das Verständnis des Kindes bereits erwähnt wurde.

Durch die Evolutionstheorie wurde, weil sie den Menschen in die Natur einordnete, die Verwendung naturwissenschaftlicher Methoden für die Beobachtung menschlichen Verhaltens wesentlich gefördert. Allerdings trat das Interesse an individuellen Unterschieden zurück. Dennoch findet sich der Keim jener Disziplinen, deren Synthese zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur Sozialisationstheorie und -forschung führte, nämlich der Entwicklungspsychologie – zu der übrigens Darwin (1877) selbst einen kleinen Beitrag leistete –, der Lernpsychologie und dann der Psychoanalyse. Eine Besonderheit der Psychoanalyse liegt darin, dass sie die Bedeutung der frühen Kindheit vom Erwachsenen her aufrollt; er muss sie, um sein aktuelles Leiden zu überwinden, nochmals durchleben. Damit wurde

einerseits eine gewisse Kausalität hergestellt. Andererseits ist zu fragen, ob nicht die Psychoanalyse aus diesem Ansatz eine gewisse formale Reziprozität des Verhältnisses von Kind und Erwachsenen herausarbeitete, sind doch die Erlebnisse der eigenen Kindheit wiederum vom eigenen Umgang mit Erwachsenen abhängig. Die neuere Sozialisationstheorie versucht bekanntlich, diese Reziprozität auf der Ebene der Interaktion zu thematisieren, wobei allerdings oft die Realität der ausgeübten Autorität und der Disziplinierung verdrängt wird.<sup>11</sup>

Eine entscheidende Rolle spielte der Pragmatismus. Theoretisch bemühten sich die frühen Vertreter (Peirce, James) um eine Verknüpfung von empirisch-naturwissenschaftlicher Psychologie mit philosophisch-ethischen Fragen, exemplifiziert am Problem der Erkenntnis und des freien Willens, und sie entwickelten hierbei das Konzept des „Selbst“. Praktisch wurden sie – insbesondere dann durch Dewey – tonangebend in der Institutionalisierung der Lehrerbildung, und sie schufen damit ein wichtiges Instrument zur Rezeption der empirischen Sozialwissenschaften in der Erziehung, wobei sie die Auswahl widerstrebender Ansätze, insbesondere in den Lerntheorien, beeinflussten (McDonald 1964). In Europa blieb diese Rezeption wegen der anderen philosophischen Grundhaltung der Lehrerbildung relativ lange aus.<sup>12</sup> Es kann vermutet werden, dass – abgesehen von den sozio-ökonomischen und allgemeinen kulturellen Gegebenheiten – Unterschiede in der Art der Kindererziehung zwischen Europa und den USA durch die – wegen der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und der Jahre davon noch geförderte – spätere Integration von Erziehungsphilosophie und empirischen Sozialwissenschaften erklärbar sind, was allerdings durch Einzelanalysen noch näher zu untersuchen und sicher auch zu differenzieren wäre. Ein weiterer wichtiger Faktor sind die Mechanismen der Diffusion von „wissenschaftlichem Wissen“. Der zunehmende Einfluss von Expertenmeinungen, die sich in Buchpublikationen, Zeitschriften und Zeitungen, auch in staatlichen Veröffentlichungen niederschlugen, ist für die USA nachgewiesen worden (Wolfenstein 1951; Bronfenbrenner 1958); entsprechende Untersuchungen für Europa fehlen.<sup>13</sup>

### 3. Diskussion

#### 3.1 Sozialisation und sozialer Wandel

Den eingangs erwähnten Versuchen, die Veränderungen der Rolle des Kindes in einem umfassenden Überblick darzustellen, liegen Annahmen zu Grunde, die allgemein in Theorien sozialen Wandels verwendet werden. Ariès wandelt, wie bereits Hunt (1970) bemerkt, das Modell des Überganges von Gemeinschaft zur Gesellschaft ab, wobei ein pessimistischer Grundton, die Klage über den Verlust an Geselligkeit, unüberhörbar ist. Wichtig ist für ihn, dass durch die Institutionalisierung des Lernens in der Schule die Aufspaltung der Gesellschaft nach Altersgruppen gefördert wird, eine These, die sich im Rahmen eines kulturanthropologischen Vergleiches auch bei Eisenstadt (1966) findet. Ariès betont überdies die

Gleichzeitigkeit mit der Herausbildung sozialer Schichtung, wofür die Familie ein Kristallisationspunkt wurde, da sie sich im Bürgertum um die Wahrung des privaten Besitzes kümmerte und sich entsprechend verkleinerte; die Rolle des Kindes ist das Ergebnis der Privatisierung der Familie. Es wurde allmählich zum Träger der Emotionalität, die aus anderen Beziehungen zusehends verbannt wurde.<sup>14</sup>

Pinchbeck & Hewitt (1969, 1973) sowie Bremner (1970, 1971, 1974) wenden ein ähnliches Schema gesellschaftlicher Differenzierung an, schildern indessen in erster Linie die Entwicklung der Stellung des Kindes in der Sozialpolitik, die das Korrelat der wirtschaftlichen Entwicklung ist, wobei zu verschiedenen Zeiten ein unterschiedlicher „cultural lag“ bestanden hat. Gemäß Pinchbeck & Hewitt war er in England zur Zeit der Tudors geringer als nachher; in den USA beziehen sich die Unterschiede vor allem auf die Minoritäten. Von besonderer Bedeutung ist die Aktivität des Staates, der, allgemein gesprochen, gleichbedeutend ist mit einer Instanz, welche die gesamtgesellschaftliche Relevanz von Sozialisation erkennt.

Die genannten Übersichten beziehen sich im wesentlichen auf die letzten fünfhundert Jahre. Ist der Horizont weiter, erhöht sich das spekulative Moment. Deutlich belegt dies DeMause, verstärkt noch durch sein Interesse an intrapsychischen Vorgängen. Er argumentiert im Kern, dass der Erwachsene seine Feindseligkeit gegenüber dem Kind in dem Maße abzubauen vermag, in dem er fähig wird, die Ängste seiner eigenen Kindheit selbstständig zu verarbeiten, und er das Kind nicht zur Ableitung seiner Projektionen missbraucht. Dass dem so ist, schließt DeMause auf Grund des Rückganges von Infantizid, Kindesaussetzung, Kindesmisshandlung und Prügelstrafe. Eine Erklärung vermag er nicht zu geben. Für ihn bildet die Entwicklung der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern eine unabhängige Quelle sozialen Wandels. Indessen verweist er auf einen wichtigen Aspekt der Rolle des Kindes, und man kann seinen Ansatz durchaus interpretieren als einen Vorschlag, in der Entwicklung eine zunehmende Verbesserung in der Fähigkeit des Rollenspieles anzunehmen. Damit lässt er sich mit Habermas (1973) vergleichen, der hypothetisch die Entwicklung der Rollenkompetenz in Abhängigkeit von der Veränderung gesellschaftlicher Normensysteme dargestellt hat. Demnach werden bei wachsender Komplexität des Gesellschaftssystems und einem entsprechenden Strukturwandel des Normensystems „vom erwachsenen Subjekt Rollenkompetenzen verlangt, die darin bestehen, dass Reziprozitäten auf immer abstrakterer Stufe hergestellt und die verhaltenssteuernden Instanzen immer weiter verinnerlicht werden können“ (Habermas 1973: 227). Ihr entspricht eine Entwicklung der Rollenkompetenz, die Habermas in Analogie zu Kohlbergs Modell der Entwicklung des moralischen Bewusstseins beim Kind setzt. Damit wird mit Bezug auf das normative Verhalten die These einer Analogie von Ontogenese und Phylogenese vertreten, was für das Verständnis von Rollenhandeln offensichtlich relevant ist. Auf die Analyse von Sozialisation in wissenschaftlich-historischer Sicht übertragen würde dies bedeuten, dass zu unterschiedlichen Zeiten die Sozialisationsprozesse auf den jeweiligen Stufen zum Abschluss

kommen. Dieser Ansatz weist eine formale und eine inhaltliche Ähnlichkeit zu den Versuchen auf, das Eriksonsche Entwicklungsmodell historisch anzuwenden. Der entscheidende Unterschied besteht indessen darin, dass letzterer die historische Universalität aller Stufen behauptet und in die Nähe einer weiteren Gruppe von Ansätzen kommt: Ihnen liegt der Gedanke zu Grunde, Sozialisation verlaufe im Wesentlichen stets gleich. Ihr Problem sei die Überwindung der Ambivalenz zwischen Älteren und Jüngeren, ihr Ziel sei stets die Integration und die Tradierung einer einmal vorhandenen Kultur. Diese Annahmen sind vergleichsweise wenig explizit ausgeführt, doch kann man sie als eine Eigentümlichkeit der meisten Beschreibungen von Sozialisation bzw. Erziehung in Utopien nachweisen (Giehler 1974), d.h. in verschiedenen (philosophischen) Modellen der Erziehung. Kinder sind im Grunde genommen stets die gleichen, folglich lassen sich prinzipiell die gleichen Erkenntnisse für die Gestaltung der Sozialisationsprozesse anwenden. Veränderungen in der Rolle sind lediglich ephemere. Diese Auffassung kann man auch – auf abstrakter Ebene – Piaget zurechnen, insofern seine Untersuchungen der empirischen Ermittlung des Verlaufes allgemein gültiger Denkopoperationen dienen. Fragwürdig ist indessen die Übernahme des daraus abgeleiteten Modells moralischer Entwicklung durch Kohlberg, da die kulturelle Gebundenheit der von ihm und seinen Schülern entwickelten Instrumente offensichtlich ist. Bringt man diese Ansätze generalisierend auf einen Nenner, so ergibt sich die These, dass das Verhältnis zwischen den Generationen als ein zentraler Ansatzpunkt zum Studium sozialen Wandels genommen werden kann.<sup>15</sup>

### 3.2 Grundprobleme einer Wissenssoziologie der Sozialisation

Unser eigener Ansatz versucht auf dieser Grundlage eine Synthese und behauptet dabei, dass insgesamt eine zunehmende Rationalität im Verständnis des Kindes festzustellen ist (was allerdings nicht ohne weiteres mit einem durchgängig rationaleren Verhalten gleichzusetzen ist), die sich aus einer zunehmend besseren Einsicht in den Ablauf von Sozialisation und ihre psychischen und sozialen Komponenten ergibt. Zur Begründung ist auszuführen, dass die Einsicht in ein *erstes* der Grundprobleme von Sozialisation, nämlich die Auswirkungen frühkindlicher Erfahrungen auf spätere soziale Verhaltensweisen, eine Distanz zur jeweiligen aktuellen Situation bedingt, die nur reflexiv geschaffen werden kann. Wissenssoziologisch von Interesse ist nun, welche sozio-strukturellen Voraussetzungen bestehen müssen, damit ein solches Denken entstehen und vor allem sozial verbreitet werden kann. Die historische Übersicht hat gezeigt, dass besonders die Verminderung der Säuglingssterblichkeit wichtig ist, so dass Kinder im „Normalfall“ das Erwachsenenalter erleben; überdies günstig ist eine Erweiterung der Lebensdauer, damit genügend Großeltern am Leben bleiben, die den Ablauf des Sozialisationsprozesses vom Kind zum Erwachsenen erfahren. Wesentlich sind weiterhin die Erkenntnisse der Medizin, die sich in einer zweckmäßigen Ernährung und in

präventiven Maßnahmen, wie z.B. der Schutzimpfung, niederschlagen. Ein weiteres Grundproblem besteht in der Erkenntnis von Individualität bzw. „Persönlichkeit“, die wiederum nur möglich ist vor dem Hintergrund eines Verständnisses des Wechselspiels von Individuum und Kollektivität. Die sozialhistorische Übersicht hat gezeigt, was durchaus dem aktuellen sozialwissenschaftlichen Verständnis entspricht, dass sich das Wissen über diesen Zusammenhang an der Herausbildung intermediärer Gruppen bildet, konkret der Familie. Sie ist der Bereich, in dem Intimität im Physischen wie im Psychischen erlebt werden kann, und zwar um so mehr, als sie zur Kleinfamilie wird. Dabei zeigt sich, dass eben dieser intime emotionale Umgang für die Entwicklung des Kindes bedeutsam ist; nicht außer Acht gelassen werden darf aber auch die Befriedigung, die Eltern damit gewinnen können, womit eine Voraussetzung für eine gewisse Reziprozität der Beziehungen geschaffen wird, die wiederum eine Grundlage reflexiven Rollenhandelns ist.

Konkreter Anlass emotionaler Kontakte ist die Bewältigung der Pflegebedürfnisse des Kindes. Indem nun daraus eine „Kultivierung“ der Affekte wird und entsprechende Lernprozesse einsetzen, geschieht in der Familie im Faktischen eine wichtige Verknüpfung der grundlegenden Komponenten von Sozialisation: Pflege und Lernen. Allerdings bleibt die Förderung von Lernen in der Familie beschränkt auf den Erfahrungs- und Wissensbereich der Angehörigen. Er reicht mit zunehmender wirtschaftlicher und technologischer Entwicklung nicht aus. Hier tritt die Schule hinzu, die nun aber, weil sich häufig Überschneidungen ergeben, stets mehr oder minder manifest in einem ambivalenten Verhältnis zur Familie und zu den Eltern steht. Letztlich konkretisiert sie das öffentliche „Interesse“ am Kind, das dem privaten der Kleinfamilie entgegengesetzt ist. Je höher die Privatheit geschätzt wird, desto stärker ist das Misstrauen gegen die Schule. Eine interessante Zwischenform bildet die Privatschule, sie kann als ein Versuch interpretiert werden, die Ambivalenz unter möglicher Wahrung von Privilegien zu mindern. Insgesamt aber stellt die Entwicklung der Schule, die wesentlich durch allgemeine sozio-ökonomische Faktoren bedingt ist, eine wichtige Komponente der Institutionalisierung der Rolle des Kindes, mithin des Verständnisses von Sozialisation dar, weil durch sie zusehends ein Wissen über Lernen in den verschiedensten Verhaltensbereichen entwickelt wird.

Mit der Schule und ihr verwandten Institutionen ist indessen noch ein *drittes* Grundproblem von Sozialisation angesprochen, nämlich die „Funktion“ des Einzelnen und von Kategorien von Menschen für die Gesellschaft. Diese funktionale Sichtweise konkretisiert sich deutlich im Arbeitseinsatz. Wiederum verweist die Geschichte des Kindes auf einen bedeutsamen Ansatzpunkt: Die totale Ausbeutung, das heißt, der auf eine Maximierung des Nutzens in einem kurzen Zeitraum gerichtete Einsatz der Kinder, wurde als ungünstig auch für die Gesellschaft bzw. den Staat erkannt. Die daraus resultierenden sozial- und bildungspolitischen Maßnahmen schufen eine neue Sozialisationsumwelt.

Wird diese Sichtweise aus dem funktionalen Bereich herausgehoben und mit der Problematik der sozialen Ungleichheit, mithin der Problematik von Herrschaft verknüpft, wozu nebst der Arbeiterbewegung auch die Aufklärung beitrug, dann stellt sich *viertens* das Problem des sozialen Status des Kindes bzw. bestimmter Kategorien von Kindern. Empirisch bedeutet dies unter anderem, dass das Kind zusehends in der Gesetzgebung und Rechtsprechung beachtet wird, wobei die Entwicklung von der Regulierung „abweichender Fälle“ bis zur Postulierung eines Prinzips des „Kindeswohls“ und einer allgemeinen Anerkennung des Kindes als Rechtssubjekt führt. Teilweise läuft sie parallel mit anderen Emanzipationsbewegungen, insbesondere derjenigen der Frau; aber gerade hier ergeben sich auch zusätzliche Schwierigkeiten, die bis heute nicht gelöst sind. Die erwähnten vier Grundprobleme umschreiben die Dimensionen der Rolle des Kindes und verweisen in der empirischen Untersuchung auf das ihr zu Grunde liegende Verständnis von Sozialisation. Das Problem kann über diese Ebene hinaus gehoben werden, indem nach erkenntnistheoretischen Voraussetzungen des Verständnisses von Sozialisation gefragt wird. Zu diesem Zweck hat sich in der neueren Sozialisationsforschung die Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz als üblich erwiesen. Übernommen, wie man weiß, aus der Linguistik, allerdings mit einer langen philosophischen Vorgeschichte, hat sie sich bewährt, um die Theorie des Erwerbes der für Sozialisation konstitutiven kommunikativen Fähigkeiten zu strukturieren (Overmann 1969: 330 ff.). Die konstitutive Idee liegt in der Annahme, es gäbe ein „objektives“ System kommunikativer Regeln, das allgemeiner ist als die einzelnen kommunikativen Handlungen und in diesen jeweils auf unterschiedliche Weise konkretisiert wird. Es ist folglich aus der Beobachtung nicht vollständig zu erschließen, sondern stellt letztlich ein theoretisches „a priori“ dar, das sich auf die Natur der Sprache bzw. der (menschlichen) Kommunikation bezieht.<sup>16</sup>

Überträgt man dieses Modell der Bedingungen kommunikativen Handelns auf ein solches sozialen Handelns schlechthin, dann lässt sich postulieren, dass offensichtlich eine dem Menschen generelle Handlungskompetenz von der jeweiligen Performanz zu unterscheiden ist. Der Einzelne erwirbt im Prozess der Sozialisation eine Fähigkeit sozialen Handelns, die sich idealiter an der gattungsbestimmten Kompetenz „messen“ lässt. Ein Versuch, diese Fähigkeiten generell und gruppenspezifisch zu umschreiben, ist der Begriff des kommunikativen Codes.

Die der unmittelbaren Erfahrung zugängliche Performanz erlaubt analytische Rückschlüsse auf die Kompetenz, diese wiederum bildet den allgemeinsten Bezugspunkt zur Interpretation der Erfahrung. Diesen Sachverhalt so zu erfassen, dass sowohl die Spannung zwischen Kompetenz und Performanz wie zwischen Individuum und Kollektivität berücksichtigt wird, versuchen die modernen, auf den Symbolischen Interaktionismus zurückgehenden Umschreibungen des Begriffes der sozialen Rolle. Er bezeichnet das in einem konkreten Fall mutmaßlich zu erwartende Handeln, repräsentiert überdies aber das Verhältnis zu den Mög-